

Emelie Schepp  
Leichengrund



EMELIE SCHEPP

# Leichengrund

THRILLER

Deutsch von  
Annika Krumacher

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »Broder Jakob«  
bei HarperCollins Nordic, Sweden.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Emelie Schepp 2019

Published by arrangement with Nordin Agency AB, Sweden.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Blanvalet  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Sabine Thiele

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotiv: Paul Moore/Arcangel Images

BL · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0869-3

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Linn*



*Das Tosen des Flusses war deutlich zu hören, als ich die verlassene Maschinenhalle betrat. Mit der Tasche über der Schulter ging ich auf die weißen und grauen Rohre zu, hinter denen sich der Eingang zu einem langen, schmalen Tunnel verbarg. Ich folgte ihm, bis er sich verzweigte. Es gab noch andere Tunnel und andere Verstecke, aber am besten war das, wohin ich gerade unterwegs war.*

*Ich hielt die Tasche fester, bog nach rechts ab und ging schneller. Als ich die Türöffnung vor mir erahnte, packte mich freudige Erregung. Ich lief die steile Metalltreppe hinunter und schaltete die batteriebetriebenen Lampen an, die ich auf den Fußboden des kahlen Betonraums gestellt hatte. Das bläulich graue Licht war schwach, aber ausreichend, um die Frau zu sehen, die in dem riesigen Wassertank schwiebte.*

*Die Vorderseite des Tanks war aus Glas, die Abdeckung und die anderen Seiten aus Stahl.*

*Ohne die Frau aus den Augen zu lassen, stellte ich vorsichtig die Tasche ab, überquerte den feuchten Fußboden und drückte die Hände an die Scheibe. Dann stand ich eine Weile da und betrachtete sie voller Bewunderung, das bleiche Gesicht, die ausgestreckten Arme und das Haar, das ihren Kopf umwogte.*

*Sie sah mich mit einer Art Verwunderung im Blick an, als hätte sie erst jetzt bemerkt, wer ich eigentlich war.*

*Sie hatte früher aufgegeben, als ich gedacht hatte. Noch hing*

*an der oberen Abdeckung eine Luftblase, doch immer mehr Wasser wurde aus dem Rohr von oben in den Tank gepumpt.*

*Ich ging zu dem rostigen Handrad und setzte es mit einiger Anstrengung in Bewegung, um die Wasserzufuhr zu drosseln. Stille senkte sich über den Raum.*

*Der rote Knopf befand sich an der Wand unterhalb der Treppe. Ich drückte ihn und spürte, wie der Boden im selben Moment zu vibrieren begann, in dem das Wasser abgelassen wurde.*

*Es dauerte nur wenige Minuten, bis ich die wasserdichte Tür aufschließen und mich zur Frau in den Tank begeben konnte. Ich konnte sie nicht tragen, sie war viel zu schwer. Also musste ich sie ans andere Ende des Raums schleifen, wo der Tisch stand.*

*Mit aller Kraft hievte ich die Leiche auf die raue und fleckige Tischplatte. Ich zog sie aus, legte sie zurecht und strich ihr das nasse Haar aus dem Gesicht.*

*Der Schweiß lief mir den Hals hinunter, als ich ihre Beine spreizte und ihr Geschlecht begutachtete. Dies war der Moment, dem ich am meisten entgegengefiebert hatte, und mein Puls beschleunigte sich, während ich den Rasierer aus der Tasche zog. Mit sorgfältigen Bewegungen begann ich den dunklen Haarbusch zu entfernen.*

*Als ich fertig war, holte ich das Skalpell hervor.*

*Weich glitt die Klinge durch die Haut in der Leistengegend, sie durchschnitt Gewebe und Hautschichten. Blut strömte aus der Wunde, lief auf den Tisch und auf den Boden.*

*Langsam führte ich die Klinge innen am Oberschenkel weiter, am Knie entlang bis hinunter zum Knöchel.*

# MONTAG

## 1

Es war still geworden im Gesprächsraum der Klinik für Forensische Psychiatrie in Vadstena. Nur der Regen war zu hören, der unablässig ans Fenster prasselte.

Danilo Peña und die anderen Patienten saßen müde auf ihren Stühlen, die im Kreis aufgestellt waren. Er ließ den Blick durch die Runde schweifen, ehe er sich wieder an Annie Rosvall wandte. Die rothaarige Psychologin hatte die Beine übereinandergeschlagen. Der Rock ging ihr bis knapp unters Knie, und die Bluse spannte über dem Busen. Ihr Gesicht war niedlich, und sie betrachtete ihn eindringlich, als suchte sie nach etwas in seinem Inneren.

»Sie waren also sieben Jahre alt, als Ihre Eltern starben?«, fragte sie, um ihn zum Erzählen zu ermutigen.

»Ja«, antwortete er und verfluchte, dass diese Therapiestunde so früh am Tag anberaumt war.

Er hasste alles, was mit Gruppentherapie zu tun hatte, und es war die reinste Tortur, vor acht Uhr morgens Fragen über sein Leben beantworten zu müssen.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Habe ich das nicht schon erzählt?«

»Sie haben kaum etwas erzählt, seit Sie hergekommen sind.«

»Das stimmt!«, mischte sich die Frau ein, die rechts neben Danilo saß. »Jetzt sag schon, was ist eigentlich genau passiert?«

Sophie Engman war fünfundzwanzig Jahre alt, der Bauch hing ihr über die Hose, und ihr blondiertes Haar erinnerte an Zuckerwatte. Danilo wusste, dass sie in die Klinik eingewiesen worden war, weil sie in den Heimen, wo sie den größten Teil ihres bisherigen Lebens verbracht hatte, mehrere Selbstmordversuche unternommen hatte. Das letzte Mal hatte sie das Gebäude angezündet, wobei zwei Mitarbeiter bleibende Schäden davongetragen hatten.

Er seufzte.

»Es war ein ... Unfall, könnte man sagen.«

Danilo wollte auf keinen Fall die Wahrheit preisgeben – dass seine Eltern vor seinen Augen erschossen worden waren.

Er hatte sich zusammen mit ihnen und mehreren anderen Familien in einem Container versteckt. Sie waren auf dem Atlantik in Richtung Schweden unterwegs gewesen, weil sie von einem besseren Leben geträumt hatten. Doch es wurde viel schlimmer.

Drei Männer warteten auf sie, als das Schiff anlegte, und töteten alle Passagiere – bis auf sieben Kinder, die ausgewählt und auf eine Insel gebracht wurden, weit vor der Küste bei Norrköping. Dort waren er und die anderen zu Killern ausgebildet worden, um ein Drogensyndikat zu schützen. Sie hatten Kampftechniken und den Umgang mit Waffen gelernt. Und sie hatten neue Namen erhalten. Namen, die in ihre Haut eingeritzt worden waren, um sie daran zu erinnern, wer sie von nun an waren und für immer bleiben würden.

Er trug in seinem Nacken den Namen des Totengottes

*Hades.* Danilo verzichtete darauf, die Stelle zu verstecken. Es war ihm vollkommen gleichgültig, was ihm als Kind widerfahren war. Er hatte all das hinter sich gelassen und ließ die Dummköpfe abblitzen, die neugierig nach der Bedeutung des Namens fragten.

»Und das war also der Zeitpunkt, als Sie ...« Annie Rosvall schaute in ihre Unterlagen. »... als Sie in eine Pflegefamilie kamen?«

»Dürfte hinkommen, ja«, sagte er und starrte in den regenschweren grauen Himmel vor dem Fenster.

»Gab es dort auch andere Kinder?«

»Anfangs ja, aber am Ende waren nur noch sie und ich übrig«, antwortete er und begegnete wieder ihrem Blick.

»Das heißtt, du hast eine Schwester?«, fragte der Mann, der Danilo gegenübersaß.

Die meisten Patienten wurden unter der Einnahme von Psychopharmaka übergewichtig, doch Nils Andersson bildete eine Ausnahme. Er war extrem mager, und seine dünnen Hände zitterten. Der sonst so zurückhaltende Mann hatte Stimmen gehört und seine Mutter aufgeschlitzt, um die Uhr zum Schweigen zu bringen, die in ihrem Bauch tickte. Seine Schizophrenie war inzwischen unter Kontrolle, und in einigen Tagen würde er in die ambulante Nachsorge entlassen werden.

»Wir sind keine Geschwister«, zischte Danilo.

»Ach so, natürlich, ich bitte um Verzeihung«, sagte Nils. Nervös lächelte er den vierten Patienten in ihrer Gruppe an, Simon Norell, der schweigend neben ihm saß, mit hängender Unterlippe und den groben Fäusten auf den Knien.

»Aber Sie sind mit ihr aufgewachsen, oder?«, hakte Annie Rosvall nach und legte den Kopf schräg.

Danilo streckte den Rücken.

»Das schon, aber wir haben gar nichts gemeinsam«, erwiderte er.

»Haben Sie noch Kontakt mit ihr?«

»Ich habe mit niemandem aus meiner Jugendzeit Kontakt.«

»Wie heißt sie? Wollen Sie uns das erzählen?«

Danilo schüttelte den Kopf. Er wollte ihren Namen nicht nennen – Jana Berzelius. Und er würde weder der Psychologin noch einem seiner Mitpatienten sagen, dass auch in ihrem Nacken ein Name stand: *Ker*. Die Göttin des Todes. Im Gegensatz zu ihm tat sie alles, um die Narbe zu verbergen. Wirklich alles. Was für ihn durchaus praktisch war.

Sie waren die einzigen Kinder, die die Zeit auf der Insel überlebt hatten. Zusammen hatten sie beschlossen zu fliehen, doch dann hatten sie sich auf der Flucht aus den Augen verloren. Jana hatte einen Unfall erlitten, und als sie im Krankenhaus aufwachte, wusste sie nicht mehr, wer sie war, was der Name in ihrem Nacken bedeutete oder was sie erlebt hatte. Kurz darauf war sie von dem früheren Reichsstaatsanwalt Karl Berzelius adoptiert worden. Später war sie in seine Fußstapfen getreten und selbst Staatsanwältin geworden.

Doch irgendwann hatten diese nächtlichen Albträume begonnen. Erinnerungsbruchstücke waren zurückgekehrt, und sie wollte wissen, wer sie vor ihrer Adoption gewesen war. Eines Tages hatte sie in Danilos Wohnung gestanden, mit ihren perfekten glatten Haaren, ihrem teuren Mantel und ihren Fragen.

Bei diesem Gedanken musste er grinsen. Ihr gesamtes Erscheinungsbild spiegelte ein Leben wider, an dem er nie hatte teilhaben dürfen. Sie hatte alles auf dem Silbertablett

serviert bekommen, während er selbst der Gewalt treu geblieben war. Er hatte keine Ahnung, wie viele Menschen er im Lauf der Jahre ins Jenseits befördert hatte.

»Woran denken Sie gerade?«, fragte Annie Rosvall.

»An gar nichts«, erwiderte er knapp.

»Na gut«, meinte sie, und ihr intensiver Blick erlosch.

Er wusste, was sie wollte. Antworten, Beschreibungen und Erklärungen. Es war so einfach. Aber es gab nichts zu sagen. Er dachte nie zurück. Er hatte seine Gefühle abgeschaltet, sobald er den Fuß auf diese Insel gesetzt hatte.

»Aber an irgendwas musst du doch denken«, sagte Sophie genervt.

»Sophie, bitte«, ermahnte Annie Rosvall sie seufzend.

»Aber das macht Danilo immer.«

»Was mache ich?«, fragte er wütend.

»Du windest dich raus. Jedes verdammte Mal.«

»Woher willst du das wissen?«, entgegnete Danilo und ballte eine Hand zur Faust.

Sophie verdrehte die Augen.

»Du fühlst nichts, hast keine Meinung, denkst nie an irgendwas ...«

»Halt die Fresse!«, knurrte Danilo, und Nils zuckte zusammen.

»Okay, okay«, unterbrach die Psychologin. »Jetzt halten alle bitte inne und atmen ein paar Mal tief durch.«

»Warum?«, fragte Sophie.

»Damit wir Kraft schöpfen, um weiterzumachen. Und noch etwas, Sophie. Bis wir fertig sind, stelle nur ich hier die Fragen, niemand sonst.«

Charles Olsson raste auf seinem schwarzen Mountainbike durch den eiskalten Regen. Er brauchte nur wenige Minu-

ten bis zum Bau, der direkt neben dem Motala ström lag – dem Fluss, der durch Norrköping verlief und von allen nur Strömmen genannt wurde.

Er hatte keine Ahnung, was der verlassene Raum früher einmal gewesen sein mochte. Er wusste nur, dass dort Zigaretten und Hochprozentiges aufbewahrt wurden und dass man ihn Bau nannte, weil er unter der Erde lag, genau wie ein Kaninchenbau.

Kevin war schon da. Zumindest ging Charles davon aus, denn das blaue Rad seines Klassenkameraden lag im nassen Gras neben den Büschen, die den Eingang fast vollständig verdeckten. Kevin war ebenfalls vierzehn Jahre alt, aber mindestens zehn Zentimeter größer und zehn Kilo schwerer. Mit seinen harten Fäusten verschaffte er sich Respekt auf dem Schulhof. Charles tat alles, um nicht fertiggemacht zu werden, und deshalb konnte er auch nichts anderes als Ja sagen, als Kevin anrief und ihn fragte, ob er ihm dabei behilflich sein könne, neue Zigaretten zu holen.

Er warf sein Rad neben das von Kevin, schob die Büsche vor dem Eingang des Baus zur Seite und rief in den dunklen Abgrund hinab:

»Hallo?«

Das Echo warf seine Stimme zurück.

Widerwillig nahm er den nassen Rucksack ab, ließ ihn in die Öffnung fallen und kletterte die Eisenleiter hinunter.

Ein muffiger Geruch nach Feuchtigkeit und Dreck schlug ihm entgegen. Es war seltsam still hier unten, nur das Rauschen vom Fluss war zu hören. Und es war verdammt dunkel.

»Kevin?«, rief er.

Wieder das Echo. Aber seine Stimme klang jetzt anders. Er hatte Angst. Angst vor der Dunkelheit.

Nervös zog er sein Handy heraus und ließ den Lichtkegel der Taschenlampe über Wände und Boden des unterirdischen Gangs wandern. Was erwartete er eigentlich hier unten? Vampire? Gespenster?

Er schüttelte über sich selbst den Kopf, griff nach seinem Rucksack und ging los. Erst jetzt sah er die offene Tür am Ende des Gangs.

Ob Kevin dort war? Und wenn ja, warum antwortete er nicht?

Als er zur Türöffnung kam, hielt er das Handy hoch und leuchtete in den Raum hinein. Er war leer. Plötzlich fiel ihm ein, dass sich jemand anders im Bau befinden könnte. Ein Fremder.

Charles wurde eiskalt. Sobald er die Zigaretten gefunden hatte, würde er diesen unheimlichen Ort verlassen.

Er entdeckte eine rostige Pfefferkuchendose auf dem Boden an der Wand, sank auf die Knie und begann darin zu wühlen.

Ein Feuerzeug, eine Schere und ...

Da. Ein leises Geräusch hinter ihm.

Er hielt inne. Seine Nackenhaare sträubten sich.

Langsam drehte er sich zur Türöffnung und blickte auf. Er schrie, als er ein Gesicht mit weit aufgerissenen Augen sah.

»Mann, hast du mich erschreckt!«, rief er.

Kevin grinste ihn an und entblößte dabei seine schiefen Zähne.

»Das war doch Sinn der Sache«, sagte er. »Warum sitzt du auf dem Boden herum?«

»Ich suche die Zigaretten.«

»Du hast doch nicht etwa geglaubt, dass sie in der Dose liegen? Da findet sie doch jeder. Ich verstecke sie immer oben auf einem Rohr an der Decke. Komm jetzt.«

Charles atmete erleichtert aus, als sie die Eisenleiter hochkletterten und wieder ins Freie gelangten. Während er sein nasses Fahrrad aufrichtete, beschloss er, dass dies das letzte Mal gewesen war. Er würde nie wieder in den Bau hinuntergehen.

Nur das regelmäßige Surren der Speichen war zu hören, als sie ihre Räder den Abhang hinunterschoben, auf den Strömmen zu. Sie kamen an der Dragsbron vorbei und ins ehemalige Industriegelände.

Bei den Überresten des niedergebrannten Restaurants Kopparhammaren bogen sie zum Wasser hin ab. Direkt am Ufer ließ Kevin sein Fahrrad fallen und zog eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. Er klopfte zwei Kippen heraus und reichte Charles eine davon.

»Hier«, sagte er. »Und danke für die Hilfe.«

»Ich habe doch gar nichts gemacht«, entgegnete Charles und führte mit zitternden Fingern die Zigarette zum Mund. Er mochte nicht zugeben, dass er noch nie geraucht hatte.

»Ich weiß.« Kevin zündete ihm die Zigarette an. »Aber ich rechne damit, dass du mir künftig helfen wirst.«

»Wann denn?«, wollte Charles wissen.

»Wenn du anfängst, für mich zu dealen.«

Charles wusste, dass er eine gewisse Freude über den Auftrag empfinden sollte, aber das tat er nicht. Stattdessen machte er einen viel zu tiefen Lungenzug. Ihm wurde speiübel. Sofort ließ er das Rad los und lehnte sich über die Wasserkante.

Während er hustend und würgend dastand, entdeckte er

etwas Seltsames. Einige Meter von ihm entfernt schwamm ein heller Ball auf der Wasseroberfläche.

Nein, kein Ball, dachte Charles und kniff die Augen zusammen.

»Was hast du denn?«, fragte Kevin hinter ihm.

Aber Charles antwortete nicht, sondern starnte unverwandt auf das Runde im Wasser.

Jetzt war er sich ganz sicher.

Es war kein Ball. Sonder ein Kopf.

Eilig ging Jana Berzelius die Treppen zur Staatsanwalt-  
schaft hinauf, die im siebten Stockwerk eines hellbraunen  
Bürogebäudes im Zentrum von Norrköping untergebracht  
war. Die dunklen Haare fielen ihr auf die Schultern, und  
in der Hand hielt sie eine schwere schwarze Lederakten-  
tasche.

Als sie zum Treppenabsatz des zweiten Stockwerks kam,  
entdeckte sie einen blonden Mann in enger Hose und grü-  
ner Sportjacke, der mit dem Rücken zu ihr stand. Sie hielt  
abrupt inne.

War das Per?

Der Mann drehte sich um. Janas Schultern sanken he-  
rab, als ihr klar wurde, dass es nicht Per war, sondern ein  
Fahrradkurier, der vor einem Buchhaltungsbüro auf Einlass  
wartete.

Erleichtert lächelte er sie an.

»Wollen Sie auch hier rein?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und hörte, wie der Fahrradbo-  
te vor sich hin schimpfte, während er die Treppen wieder  
hinunterließ.

Langsam ging sie weiter nach oben und dachte dabei an  
Per. Der ehemalige Staatsanwalt war bislang der einzige

Mann gewesen, mit dem sie sich öfter getroffen und den sie wirklich gemocht hatte. Sie hatten sich auch außerhalb der Arbeit gesehen, miteinander zu Abend gegessen und sich unterhalten. Langsam, aber sicher hatte er sie dazu gebracht, sich zu öffnen und Veränderungen in ihrem etwas eingefahrenen Leben zuzulassen. Sie hatte sogar seinen Lieblingssport ausprobiert, Tennis.

Aber vor acht Monaten hatte er ihr die Freundschaft gekündigt, und da Jana wusste, dass es ihre Schuld war, grübelte sie immer wieder darüber nach, wie es dazu gekommen war.

Damals hatte Per die Staatsanwaltschaft verlassen, zu gunsten einer Stelle in einer der besten Rechtsanwaltskanzleien der Stadt. Am Landgericht hatte sie ihn mehrmals aus der Ferne gesehen, und auch ihm war vermutlich nicht entgangen, dass sie da war, aber sie hatten kein Wort gewechselt, ja, sie hatten einander nicht einmal begrüßt.

Jana hatte ihr gesamtes Berufsleben in der Staatsanwaltschaft verbracht. Es war für sie selbstverständlich gewesen, in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten, und er hätte es nie akzeptiert, wenn sie einen anderen Beruf gewählt hätte. Während sie nun die Räumlichkeiten der Staatsanwaltschaft betrat, dachte sie, dass ihr die Arbeit tatsächlich noch immer gefiel, obwohl sie die Entscheidung für ihren beruflichen Werdegang nicht selbst getroffen hatte.

»Jana?«

Sie hob den Blick und sah ein Stück entfernt auf dem Flur ihren Chef stehen, der heute einen dunkelgrauen Anzug trug.

»Ich müsste mal mit dir reden«, sagte Torsten Granath mit ernstem Blick.

»Worüber?«

»Das besprechen wir am besten in meinem Zimmer.«

»Gibst du mir eine Minute, damit ich meinen Mantel aufhängen kann?«, fragte sie.

»Du bekommst zwanzig«, antwortete er.

Kriminalkommissar Henrik Levin hielt die heiße Kaffeetasse mit beiden Händen umfasst und sah aus dem verregneten Küchenfenster seines Hauses in Smedby. Draußen fuhren Autos vorbei, deren Insassen vermutlich unterwegs in die Schule oder zur Arbeit waren. Sie wirkten gestresst, und ihre Gesichter waren so finster wie das Aprilwetter, fand Henrik und wandte sich seinem Sohn Vilgot zu, der im Hochstuhl saß und mit einem Butterbrot kämpfte.

Er hörte, wie Felix und Vilma sich an der Treppe stritten, wer als Erster unten angekommen war. Während er ihnen zurief, dass sie sich bitte wieder vertragen sollten, kippte Vilgot seine Milch auf den Küchenfußboden. Das Gesicht des Kleinen leuchtete auf, und er schob glücklich das halb aufgegessene Brot durch die weiße Pfütze, die sich auf dem Tablett seines Stuhls ausbreitete.

Mit einem Seufzer stellte Henrik die Kaffeetasse ab, riss einige Papiere von der Küchenrolle ab und wischte die Milch auf.

»Könntest du Vilgot heute in die Kita bringen? Dann fahre ich Felix und Vilma zur Schule.«

Emma war in die Küche gekommen, um das übrig gebliebene Abendessen von gestern für die Mittagspause mitzunehmen. Nach über einem Jahr Elternzeit mit Vilgot hatte sie wieder angefangen zu arbeiten. Sie trug eine schwarze Hose und eine Strickjacke, hatte sich geschminkt

und die Haare hochgesteckt. Henrik gefiel es, sie wieder in ihrer Rolle als professionelle Schulpsychologin zu sehen.

»Natürlich«, antwortete er.

»Ich weiß noch gar nicht, wie du das Holen und Bringen organisieren willst, wenn ich auf der Konferenz bin«, sagte sie und nahm die Tupperdose mit dem Essen aus dem Kühlschrank.

»Du bist doch nur zwei Nächte weg. Denk jetzt nicht daran. Ich finde schon eine Lösung. Wann fährst du am Mittwoch?«

»Der Zug geht um zwei Uhr nachmittags.«

»Ich kann dich hinbringen.«

Emma lächelte. »Weißt du, wir werden den ganzen Tag stillsitzen, da wäre es ganz schön, zu Fuß zum Bahnhof zu gehen.«

Sie stellte die Tupperdose ab, umfasste Henricks Nacken und drückte ihre Lippen auf seine. »Ich werde dich vermissen.«

Er flüsterte zurück: »Ich werde dich auch vermissen.«

Rasch strich sie mit der Hand über seine Schulter, wo eine Narbe an die Ereignisse auf der Baustelle am Ljurafället letzten Herbst erinnerte. Man hatte auf ihn geschossen, als er einen entführten Jungen retten wollte, und er mochte gar nicht daran denken, was hätte passieren können, wenn die Kugel ihn stattdessen in die Brust getroffen hätte.

Kurz darauf hatte er mit seiner Familie eine Reise nach Thailand gemacht. Dabei hatte er festgestellt, dass er die Arbeit auch mal aus dem Kopf verbannen konnte. Er hatte die Tage damit verbracht, zu baden, gut zu essen und abends, wenn die Kinder schliefen, mit Emma Liebe zu machen.

Er lächelte, als er daran dachte, wie gut sie es miteinan-

der hatten und wie glücklich sie waren. Da war nur noch der Fall mit dieser Frau, deren Leiche man vor zwei Tagen im Strömmen gefunden hatte, redete er sich ein. Danach würde er aber ganz bestimmt die Arbeitszeit reduzieren und der Familie mehr Platz in seinem Leben einräumen. Mittlerweile war er über vierzig, und er hatte Emma schon viel zu oft versprochen, etwas zu verändern.

Er strich ihr eine Haarsträhne aus der Stirn, ehe er fragte: »Was wünschst du dir zum Geburtstag?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hatte noch gar keine Zeit, darüber nachzudenken.«

»Aber es sind nicht mal mehr zwei Wochen bis zu deinem Neununddreißigsten. Gib mir wenigstens einen Tipp, was ich kaufen soll.«

»Du musst mir doch nichts kaufen. Ich freue mich noch immer über das Armband, das du mir letztes Jahr geschenkt hast.« Sie zupfte an dem silbernen Armband, das sie am Handgelenk trug. »Es reicht, wenn wir an meinem Geburtstag alle zusammen sind, okay?«

»Okay.« Er nickte.

»Jetzt muss ich mich beeilen. Das Meeting mit den Sozialpädagogen beginnt gleich, und mein Chef mag es sicher nicht, wenn ich zu spät komme«, sagte sie und suchte unter der Spüle nach einer Tüte für ihre Tupperdose.

Henrik ging zu Vilgot, der noch immer im Hochstuhl saß und mit seinem nassen Butterbrot spielte.

»Komm jetzt, mein Kleiner. Du darfst heute bei Papa mitfahren.«

Gerade als er seinen Sohn aus dem Stuhl hob, klingelte das Handy. Der Name des Ermittlungsleiters Gunnar Öhrn erschien auf dem Display, und Henrik klemmte sich das Gerät zwischen Ohr und Schulter.

»Wo steckst du?«, fragte Gunnar.

»Zu Hause.«

»Fahr zum Kopparhammaren, und zwar sofort.«

»Warum denn?«, fragte Henrik, während er Vilgot auf dem Arm balancierte und sich bemühte, das Telefon nicht fallen zu lassen. »Was ist los?«

»Wir haben eine Meldung reinbekommen, dass eine weitere Leiche im Strömmen gefunden wurde.«

Der Blick, mit dem er Emma bedachte, war offenbar so vielsagend, dass sie ihm seufzend Vilgot abnahm.

»Komm, mein Schatz. Du darfst heute mit *Mama* zur Kita fahren.«

## 2

»Können Sie jetzt weiterreden? Was meinen Sie?«

Statt der Psychologin zu antworten, betrachtete Danilo seine Mitpatienten Nils, Simon und Sophie, die immer noch mit ihm im Gesprächsraum der Klinik saßen. Dieser Therapiekram dauerte ihm viel zu lang. Klar, er hatte kein Problem damit, Zeit mit Annie Rosvall zu verbringen, sie war eine echte Schönheit. Zumindest im Vergleich zu den anderen Frauen hier. Die vollen Lippen, der intensive Blick, das rote Haar und ihre Figur ... Er hätte nichts dagegen, die Rundungen unter ihrer Kleidung zu erforschen, den straffen Körper mit den festen Brüsten.

Ihr Lächeln hingegen gefiel ihm gar nicht. Sie lächelte ihn warmherzig und klug an, als sei es ihr ein echtes Anliegen, ihn zu verstehen. Er fragte sich, ob sie das wirklich wollte. Denn hätte sie nur eine Minute in seinem Kopf zu gebracht und von allen Morden erfahren, die er begangen hatte – was zum Teufel hätte sie dann gesagt?

»Sie haben früher mal erwähnt, dass Sie als Kind mit allerlei Gewalt konfrontiert waren«, sagte Annie Rosvall. »Wollen Sie uns von Ihrem ersten Erlebnis erzählen?«

»Über Gewalt weiß ich einiges«, antwortete er, »aber ich habe keine Lust, darüber zu reden.«

Sophie gab ein abfälliges Schnauben von sich, doch die Psychologin ignorierte es.

»Warum nicht?«, fragte Annie Rosvall.

»Ich habe wohl einfach nur einen schlechten Tag«, meinte Danilo, »genau wie Simon.«

Der große Mann blickte verwirrt auf und hob die Hand, als wollte er sich in die Armbeuge kneifen, aber hielt dann mitten in der Bewegung inne. Danilo hatte ihn schon oft dabei beobachtet.

»Aber letztes Mal war Simon immerhin stark genug, um uns zu erzählen, wie schlecht sein Vater ihn behandelt hat«, wandte Sophie ein.

Simon kniff sich in die Armbeuge und nickte langsam, als würde er sich zurückerinnern.

»Mein Vater hat ... Er hat immer wieder gesagt, dass ich in den Keller gehöre, und er hat ... er hat mich geschlagen, weil ich nicht so war wie ...«

»Wenn ich dich noch ein einziges Mal sagen höre, dass es deine Schuld war, dann kotze ich. Kapiert? Dann kotze ich, denn es war nicht deine Schuld«, keifte Sophie.

Danilo bekam Kopfschmerzen von dieser Stimme. Wenn Sophie sprach, klang es so, als würde jemand auf einer Schieferplatte herumkratzen. Aber er biss die Zähne zusammen und schwieg. Annie Rosvall warf Sophie nur einen enttäuschten Blick zu.

»Was denn?«, wehrte sich Sophie. »Er glaubt ja sogar, dass es seine Schuld war, dass er gehänselt und geschlagen wurde und dass die Lehrer nichts dagegen unternommen haben, und ich ...«

»Und jetzt«, unterbrach Annie Rosvall sie, »beruhigen wir uns wieder. Ich gebe die Frage an Sie weiter, Nils.«

Die Augen des Mannes, der Danilo gegenüber saß, flackerten unruhig.

»Können Sie uns von Ihrem ersten Gewalterlebnis erzählen?«, bat die Psychologin.

»Muss ich?«

»Man tendiert dazu, Verhaltensmuster zu wiederholen, die man einmal gelernt hat. Wenn man als Kind Gewalt ausgesetzt war, kommt es häufig vor, dass man als Erwachsener gewalttätig wird.«

»Aber ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern«, erwiderte Nils und lächelte die Psychologin unsicher an.

»Aber ich weiß es noch«, meldete sich Sophie zu Wort.  
»Ich weiß ganz genau, was damals passiert ist.«

»Gut«, meinte Annie Rosvall und wandte sich an sie.  
»Wie alt waren Sie da?«

»Ich war etwa zehn Jahre alt, als ich zwei Kaninchen von meinem Vater geschenkt bekam. Er dachte, es wären zwei Männchen, bis das eine trächtig wurde. Das Weibchen brachte sechs Junge auf die Welt, aber offenbar hatte sie irgendwelche Probleme. Eines Morgens hatte sie ihren Jungen jedenfalls die Pfoten abgebissen, und die Kleinen lagen blutend und fiepend da. Mein Vater hat das Weibchen so fest gegen die Wand geschlagen, dass das Genick gebrochen ist, und dann hat er die Jungen in einen Beutel gesteckt und mich gezwungen, sie zu ertränken.«

Sophie verstummte und zupfte an den Ärmeln ihres Pullovers, als wollte sie die vielen Narben verbergen, die Rasierklingen und glühende Zigaretten hinterlassen hatten.

»Und diese Geschichte ist irgendwie in meinem Kopf hängen geblieben«, fügte sie hinzu.

»Denken Sie oft daran?«, wollte Annie Rosvall wissen.

»Ja«, antwortete Sophie, »aber es ist das erste Mal, dass ich ...«

»Dass Sie darüber sprechen?«

»In einer Gruppe zumindest.«

»Und wie fühlt es sich an?«

»Ehrlich gesagt fällt es mir ziemlich schwer ...«

»Das ist mir klar«, entgegnete Annie Rosvall. »Und mir ist natürlich auch klar, in was für eine Situation ich Sie gebracht habe. Die Idee, auf dieser Station eine Gruppentherapie anzubieten, ist völlig neu und ziemlich kühn. Und ich weiß auch nicht, ob die Zeit, die wir gemeinsam investieren, zu den Ergebnissen führen wird, die mir vorschweben, aber ich will der Sache eine Chance geben. Sie alle tragen etwas mit sich herum, was herausmuss, und ich halte es für wichtig, dass Sie Ihre innersten Gefühle mit anderen teilen.«

»Aber hauptsächlich erzähle nur ich«, beschwerte sich Sophie und zupfte wieder an ihren Pulloverärmeln.

»Das weiß ich, aber ich werde Ihnen allen eine Hausaufgabe mitgeben. Sie sollen morgen von einem Traum erzählen – vom Anfang bis zum Ende. Einverstanden?«

»Ich werde doch sowieso bald entlassen ...«, wandte Nils ein.

»Das ist mir klar, aber selbst wenn Sie in den zwölf Jahren Ihres Aufenthaltes große Fortschritte gemacht haben, sollten Sie auch in Zukunft üben, anderen von Ihnen und Ihren Gefühlen zu erzählen.«

»Natürlich, ich verstehe«, sagte er.

»Simon?«

Er nickte zur Antwort.

»Gut, und Sie, Sophie?«

»Für mich ist es okay. Aber Danilo muss auch mitmachen, sonst können wir die Sache ja gleich lassen, oder? Was meint ihr dazu, Nils und Simon?«

Danilo sah, wie sich die Blicke der anderen auf ihn richteten, und begriff, dass er keine andere Wahl hatte. »Ich bin dabei.«

»Mach bitte die Tür hinter dir **zu**«, sagte Torsten, ohne sich zu ihr umzudrehen.

Jana betrat das Zimmer ihres Chefs, das ganz hinten im Flur der Staatsanwaltschaft lag. Der große Raum wurde von einem enormen Schreibtisch dominiert. An den Wänden hingen auffällig viele Fotos von seiner Frau, den drei Kindern und mehreren Enkeln.

Der grauhaarige Mann stand mit den Händen auf dem Rücken vor den hohen Fenstern, von denen aus man auf die Drottninggatan mit ihren Geschäften blickte. Er hatte nur noch wenige Jahre bis zur Pensionierung und versuchte, bis dahin seine Motivation aufrechtzuerhalten, aber Jana wusste, dass er im Grunde von seiner Arbeit genug hatte und immer mehr Zeit auf dem Golfplatz verbrachte.

»Scheußliches Wetter«, bemerkte er.

»Jetzt sag schon, warum ich hier bin«, erwiderte Jana knapp.

Er drehte sich um und lächelte sie an wie Eltern einen trotzigen Teenager. Vermutlich amüsierte es ihn, dass sie kein Interesse an Smalltalk hatte, sondern gleich zur Sache kam.

»Gut«, sagte er und setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl. »Einer deiner Angeklagten hat eine vorzeitige Entlassung beantragt.«

»Das kommt vor.«

»Ja, aber es ist das erste Mal, dass *dieser* Angeklagte es tut.«

Sie runzelte die Stirn.

»Von wem sprechen wir denn?«

»Von Danilo Peña.«

Jana dachte an den Mann, der mehrmals in ihr Leben getreten und wieder daraus verschwunden war. Der alles

zerstört hatte. Und in ihr flammte das Verlangen auf, ihn zu töten.

»Das Gericht hat seine Unterbringung in der Forensischen Psychiatrie angeordnet. Eine vorzeitige Entlassung setzt eine besondere diesbezügliche Prüfung voraus«, sagte sie und hoffte, dass man von außen nicht sehen konnte, wie heftig ihr Herz plötzlich pochte.

»Ja, das stimmt.« Torsten beugte sich über den Schreibtisch, und das dunkelgraue Sakko spannte am Rücken. »Wir hatten bisher keine Gelegenheit, darüber zu sprechen, aber findest du es nicht seltsam, dass er nicht zu einer Haftstrafe verurteilt wurde?«

Etwas in seinem Tonfall alarmierte Jana.

»Danilo Peña hat bereits Berufung gegen das Gerichtsurteil eingelegt, doch sie wurde in allen Instanzen abgelehnt«, erwiderte sie möglichst neutral.

»Ja, und er gibt nicht auf. Also muss jetzt das Verwaltungsgericht entscheiden, ob Peña vorzeitig aus dem Maßregelvollzug entlassen wird oder nicht. Als zuständige Staatsanwältin musst du ein Gutachten abgeben, in dem du seinem Antrag entweder stattgibst oder ihn ablehnst.«

»Was gibt es denn da noch zu sagen? Wenn er schon in allen Instanzen ...«

»Jana«, unterbrach Torsten sie und lehnte sich zurück. »Du musst dich nicht rechtfertigen.«

Sie senkte den Blick.

»Das ist zwar nicht mein Fall«, fuhr Torsten fort, »aber ich weiß, dass der Prozess gegen Peña ziemlich turbulent verlaufen ist und dass sein Verhalten vor der Gerichtsverhandlung bei dir starke Emotionen ausgelöst hat.«

Jana schüttelte den Kopf.

»Danilo Peña und ich haben nichts miteinander zu schaffen.«

»Das habe ich auch nicht gedacht. Ich meinte nur, dass Per Åström von Peña bedroht wurde.«

Sie sah auf und schluckte.

»Ich habe Per ja gewarnt, aber er hat trotzdem die Forderung nach Objektivität ignoriert und den Prozess weitergeführt.«

»Jetzt rechtfertigst du dich schon wieder.« Torsten lächelte. »Ich weiß ja, dass es für dich schwer gewesen sein muss, aber ich wollte dir nur sagen, dass du richtig gehandelt hast, als du Per wegen Befangenheit angezeigt hast. Es ist nicht deine Schuld, dass er seine Stelle als Staatsanwalt aufgegeben hat. Das war sein eigener Entschluss.«

Jana wusste, dass das nicht der Wahrheit entsprach. Sie trug die Schuld daran, dass Per nicht mehr als Staatsanwalt tätig war. Wäre es nicht um Danilo gegangen, dann wäre das alles nie passiert. Sie wünschte, sie hätte es ihm erklären können, aber das war unmöglich. Dass sie und Danilo dieselbe blutige Vergangenheit teilten, konnte sie niemandem erzählen.

Danilo wusste, dass sie alles tun würde, um ihre gemeinsame Geschichte geheim zu halten. Er wusste auch, wie viel Per ihr bedeutete. Und er hatte dieses Wissen ausgenutzt, als er wegen organisierten Drogenschmuggels, Menschenraubs, versuchten Mordes und schwerer Körperverletzung angeklagt wurde.

Per hatte den Prozess gegen ihn geführt. Danilo war klar gewesen, dass er zu einer langen Haftstrafe verurteilt werden würde. Und er hatte nachdrücklich versucht, Per zur Abgabe des Falles zu bewegen. Aber Per hatte Danilos

Drohungen nicht ernst genommen. Ganz im Gegenteil – er hatte sie als persönliche Kränkung aufgefasst und war erst recht fest entschlossen gewesen, den Prozess gegen Danilo bis zum Ende durchzufechten und dafür zu sorgen, dass er eine harte Strafe bekam.

Aber Per wusste nicht, wozu Danilo in der Lage war.

Wie sollte er auch?

Keiner wusste es.

Keiner außer ihr.

Als Danilo angedroht hatte, Per zu töten, war Jana davon überzeugt gewesen, dass er es ernst meinte. Um Pers Leben zu retten, hatte sie ihn wegen Befangenheit angezeigt und selbst das Verfahren übernommen.

Per konnte ihr Verhalten nicht nachvollziehen, sondern hatte es als bitteren Verrat interpretiert, und es schmerzte sie, dass sie ihm nie die Wahrheit würde sagen können.

Das Ganze würde erst ein Ende haben, wenn sie sich an Danilo gerächt hatte. Er hatte ihr Leben zerstört. Und sie würde nicht zulassen, dass das noch einmal geschah. Nie wieder.

Torsten räusperte sich.

»Ich will darauf hinaus, dass es logischer wäre, wenn Danilo zu einer langen Haftstrafe verurteilt worden wäre«, sagte er.

»Dafür habe ich ja auch plädiert.«

»Du hast für eine kurze Gefängnisstrafe plädiert, Jana. Viel zu kurz, wenn du mich fragst, und wenn ich an das Gerichtsverfahren zurückdenke, dann ...«

Er verstummte und bedachte sie mit einem ernsten Blick.

»Es gab nichts, was ich hätte tun können, um den Ausgang des Verfahrens zu beeinflussen«, erklärte Jana.

Das Leder des Bürostuhls knarzte, als Torsten sich wieder zurücklehnte.

»Ich zweifle nicht an dir.«

»Woran dann?«

»Ich frage mich, ob das Urteil rechtens ist.«

Es hatte aufgehört zu regnen, doch es war noch immer ungemütlich. Die kalte Luft drang durch die verschlissene Regenjacke von Mia Bolander, die aufmerksam vor dem niedergebrannten Restaurant Kopparhammaren direkt am Flussufer stand.

Von hier aus konnte die zweiunddreißigjährige Kriminalobermeisterin das graugrüne Wasser des Strömmen sehen und hören, das am Bergsbrowehr hinabstürzte, ehe es durch die Stadt und hinaus in den Bråviken floss.

Auf beiden Seiten des Flusses lagen die für Norrköping so charakteristischen gelbverputzten alten Industriegebäude. Allerdings waren die Baumwollspinnerei und die Papierfabrik hinter den Fassaden längst durch Büros und Restaurants ersetzt worden.

Mia war sich der vielen Schaulustigen sehr wohl bewusst, die mit ihren Handys am Absperrband standen, das sie wohlweislich ein Stück vom Flussufer entfernt gezogen hatten. Die Journalisten riefen nach ihr, aber sie beachtete sie nicht weiter. Stattdessen wandte sie ihren Blick zum Fluss und beobachtete den Kopf, der an der Wasseroberfläche hin und her schaukelte.

Direkt daneben befand sich ein Boot der Wasserwacht, auf dem drei Taucher ihre Ausrüstung systematisch und übertrieben langsam überprüften. Am liebsten hätte Mia ihnen zugerufen, dass sie sich beeilen sollten, denn sie wusste, was das Wasser mit einer Leiche anstellte und wie

mit jeder Minute ihre Möglichkeiten schwanden, brauchbare Spuren zu sichern.

Ungeduldig zog sie ihr Handy heraus. Nur zu gern hätte sie die Dating-App Tinder geöffnet, schämte sich dann aber. Wie um alles in der Welt konnte sie in diesem Moment an so etwas denken? Sie konnte doch nicht mit Anthony chatten, wenn sie eine Leiche vor sich hatte. Später. Immer wieder machte sie sich das klar, und trotzdem stand sie jetzt mit dem Telefon in der Hand da.

»Bist du dir sicher, dass es sich um Frida Norberg handelt?«

Henrik war fröstelnd neben sie getreten. Er trug wie immer Jeans und eine blaue Daunenjacke. Sein Blick war nachdenklich, und Mia wurde bewusst, dass sie ihn fast nur so kannte: ernsthaft und verbissen, das Ermittlergehirn ständig im Einsatz.

»Sicher kann man ja nie sein, aber ich wäre schon verdammt erstaunt, wenn es nicht Frida Norberg wäre«, antwortete sie und steckte ihr Handy wieder ein.

Henrik nickte langsam. »Wer hat sie gefunden?«

»Ein vierzehnjähriger Schüler namens Charles Olsson«, sagte Mia, ohne das Boot aus den Augen zu lassen. Inzwischen war die Kontrolle der Ausrüstung endlich abgeschlossen.

Einer der Taucher nickte und ließ sich im nächsten Augenblick ins Wasser fallen.

Langsam näherte er sich der toten Frau. Noch ehe er zu ihr gelangt war, drehte sich der Kopf zur Seite, und die Leiche verschwand unter der Wasseroberfläche.

»Wir dürfen sie nicht verlieren«, sagte Henrik und ging rasch am Flussufer entlang.

Mia folgte ihm, suchte mit ihrem Blick nach der Toten, aber sah sie nicht.

»Dort!«, rief sie plötzlich und deutete mit dem Finger in den Fluss.

Der Kopf der Frau war wieder an die Wasseroberfläche gelangt, zusammen mit dem Taucher. Er zeigte den Kollegen im Boot einen hochgestreckten Daumen und hielt die Leiche fest, während sie langsam aus dem Wasser gehoben wurde.

Mia lehnte sich vor und sah ins Boot hinunter, während es anlegte. Die tote Frau lag auf dem Rücken. Ihr Gesicht war bleich, die nassen Haarsträhnen klebten an den Schultern und am Hals, auf dem eine Tätowierung zu sehen war. Der nackte Oberkörper wies lange und tiefe Schürfwunden auf.

Mia schnappte nach Luft, als sie ihren Blick weiter zu den Beinen der Frau wandern ließ.

Sie waren von der Scham bis zu den Fußknöcheln zusammengenäht.

Das kann doch nicht wahr sein, dachte sie und schüttelte den Kopf. Das darf nicht wahr sein.

Denn diesen Anblick kannte sie bereits.

Jana saß in ihrem Büro in der Staatsanwaltschaft und starre auf den Schreibtisch. Nach dem Gespräch mit ihrem Chef war ihr unbehaglich zumute. Sie hätte gern das Gefühl abgeschüttelt, von ihm infrage gestellt zu werden, aber in ihrem tiefsten Inneren wusste sie, dass Torsten recht hatte.

Die Entscheidung des Gerichts war falsch.

Sie hatte für eine möglichst kurze Haftstrafe plädiert, um sich nach Danilos Entlassung für all das zu rächen, was er ihr angetan hatte. Aber das Verfahren war ganz anders verlaufen, als sie gedacht hatte.

Danilo hatte zwar durchaus Züge eines Psychopathen,

aber er war nicht psychisch krank. Dennoch war er zum Maßregelvollzug mit einer besonderen Entlassungsprüfung verurteilt worden, und sie hätte nichts tun können, um den Ausgang des Verfahrens zu beeinflussen.

Denn es war schon im Voraus entschieden gewesen.

Jana zuckte zusammen, als Oscar Nordvall die Tür aufschob und eintrat. Er sah sie lächelnd an und schien nicht zu wissen, was sie von Leuten hielt, die unangemeldet ihr Büro betraten.

Mit seinen leuchtenden Augen und dem ungebändigten Haar hatte der sechsundzwanzigjährige Staatsanwalt etwas Jungenhaftes. Er war neu in der Behörde, und Jana hatte bislang ihr Bestes getan, um ihm und seinen hartnäckigen Fragen zu den Arbeitsabläufen aus dem Weg zu gehen.

»Was ist denn?«, fragte sie und musterte das weiße Taschentuch, das er artig in die Brusttasche seines Jacketts gesteckt hatte.

»Ich wollte nur was fragen«, sagte er und ließ den Blick neugierig über die Regale gleiten, in denen Aktenordner mit schwarzem Rücken in perfekten Reihen standen.

»Und was?«, entgegnete sie mit kaum verhohlenem Ärger.

Oscars Lächeln verschwand.

»Na ja, ich richte mir ja gerade das Büro nebenan ein. Dabei habe ich in einer Schreibtischschublade ein Notizbuch gefunden. Es steht kein Name drin, aber da Per Åström das Zimmer vor mir hatte, vermute ich, dass es seins ist.«

»Ich verstehe die Frage nicht.« Demonstrativ griff sie nach ihrem Handy, statt ihren Kollegen anzusehen.

Sie hatte es auf lautlos gestellt und entdeckte jetzt, dass Henrik Levin es zweimal bei ihr probiert und ihr dann eine SMS geschickt hatte. Eine weitere Leiche war am Koppar-

hammaren gefunden worden, und Levin bat sie, zur Be- sprechung aufs Polizeirevier zu kommen.

Oscar begriff nicht den Wink mit dem Zaunpfahl.

»Weißt du, ob es Per Åström gehört?«, fragte er und hielt ihr ein schwarzes Notizbuch hin.

Jana warf einen raschen Blick darauf, ehe sie sich erhob.

»Woher soll ich das wissen?«

»Ihr wart doch ziemlich eng, oder nicht?«

Sie warf ihm einen strengen Blick zu und griff nach ihrer Aktentasche.

»Dann ruf ihn doch an und frag ihn selbst«, sagte sie und ging an ihm vorbei zur Tür hinaus.

»Hast du denn seine Nummer?«, rief er ihr hinterher.

»Nicht mehr!«

## 3

Henrik saß im Konferenzraum des Polizeigebäudes und betrachtete die Fotos von der toten Frau, die an der Wand hingen. Am Tisch saßen außer ihm Mia, Jana Berzelius, der Ermittlungsleiter Gunnar Öhrn, die Kriminaltechnikerin Anneli Lindgren und der IT-Forensiker Ola Söderström. Sie schwiegen alle, als müssten sie die Brutalität, mit der sie soeben konfrontiert worden waren, eine Weile auf sich wirken lassen, ehe sie darüber sprechen konnten.

»Bei der Frau auf dem Foto handelt es sich um die vermisste Frida Norberg«, sagte Gunnar schließlich und schob die Ärmel seines weinroten Pullovers hoch. »Sie wurde vor zwei Tagen als vermisst gemeldet, und wie ihr auf Annels Fotos vom Fundort seht, ist die Vorgehensweise dieselbe wie beim Mord an Sonja Eriksson. Mit zwei Opfern ist der Fall nun weitaus größer und komplexer ...«

Gunnar verstummte, und Henrik verstand, warum. Er hatte die Hoffnung gehabt, dass der Mord an Sonja Eriksson rasch gelöst werden würde, obwohl sie keinen brauchbaren Hinweis gehabt hatten.

»Gibt es diesmal irgendwelche Spuren?«, fragte Gunnar und wandte sich an Anneli.

Die Kriminaltechnikerin hatte ihren weißen Rollkragenpullover bis zum Kinn hochgezogen. Ihr Gesicht hatte weiche Züge, aber ihr Blick war hart. Trotz der schwierigen Trennung von Gunnar konnte sie ihn weiter als Chef ak-

zeptieren. Henrik wusste, dass sie Arbeit und Privatleben schon immer streng getrennt hatten. Hier bei der Polizei konzentrierten sie sich auf Tod und Gewalt – für anderes war gar kein Platz.

»Bisher nichts«, sagte sie, »aber wir haben noch Kriminaltechniker vor Ort, und ich fahre gleich nach der Besprechung wieder hin.«

Henrik dachte an Frida Norberg. Sie hatte einen zehnjährigen Sohn und war verheiratet gewesen. Sie hatte als Masseurin in einem Fitnesszentrum gearbeitet und war in ihrer Freizeit gern geschwommen. Am Samstagnachmittag um fünf war sie aufgebrochen, um an ihrem Arbeitsplatz ein paar Buchhaltungsordner zu holen. Danach hatte sie zum Supermarkt im Einkaufszentrum von Ingelsta fahren wollen.

Doch dort war sie nie angekommen.

Ihr Mann Thomas Norberg hatte versucht, sie zu erreichen, und sich nach zwei Stunden auf die Suche gemacht. Als er ihr verlassenes Auto vor dem Fitnesszentrum vorfand, hatte er die Polizei verständigt. Die Befragung ihrer Arbeitskollegen, Freunde und Verwandten hatte nichts ergeben. Die Fahndung verbreitete sich schnell über die sozialen Medien, aber obwohl man Frida Norberg durch den roten Piercingschmuck in der Augenbraue und die am Hals eintätowierte Rose leicht hätte identifizieren können, wusste niemand, was passiert war.

Henrik betrachtete die Fotos von Sonja Eriksson, die ebenfalls an der Wand hingen. Die grauhaarige Frau mit den goldenen Ohrringen war am Donnerstag nach einem Abendkurs im Stadtzentrum verschwunden. Das Auto stand noch auf einem Parkplatz vor dem Gebäude, wo der Kurs stattgefunden hatte, ansonsten gab es keine Spuren

von der zweiundsechzigjährigen Rentnerin. Am Samstag war ihre Leiche von einem Hundespaziergänger an der Bergsbron gefunden worden.

Am selben Tag war Frida Norberg als vermisst gemeldet worden.

»Zwei Tote«, fasste Henrik zusammen. »Und zwei Tage zwischen den beiden Leichenfunden. Was wissen wir noch über den zeitlichen Ablauf?«

»Da Björn Ahlmann es noch nicht geschafft hat, Sonja Erikssons Leiche zu obduzieren, können wir dazu bislang kaum etwas sagen«, antwortete Gunnar. »Wir wissen, wann die Opfer verschwunden sind und wann sie aufgefunden wurden, aber nicht, wann oder wie sie gestorben sind. Die beiden Mordfälle haben oberste Priorität. Ich habe Björn Ahlmann schon gebeten, die Obduktionen vorzuziehen. Wir müssen jetzt schnell sein. Daher habe ich auch Verstärkung angefordert. Vier Polizeimeister werden uns als Zusatzkräfte bei der Ermittlungsarbeit unterstützen. Ich werde für die interne Kommunikation verantwortlich sein. Ab sofort möchte ich auch, dass Henrik, Mia und Sie, Frau Berzelius, noch enger zusammenarbeiten, verstanden?«

Jana Berzelius nickte.

»Wir müssen uns als Allererstes die Frage stellen, nach welchen Kriterien der Täter die beiden Opfer ausgewählt hat«, sagte sie. »Was für Gemeinsamkeiten haben sie?«

»Wenn es überhaupt Gemeinsamkeiten gibt«, meinte Mia. »Sonja Eriksson war Rentnerin und lebte mit ihrem Mann in einer Wohnung im Stadtzentrum, während Frida Norberg als Masseurin arbeitete und mit ihrem Mann und ihrem Sohn in einem Einfamilienhaus außerhalb von Norrköping gelebt hat.«

»Das heißt, der Täter hat sie nicht aufgrund ihres Wohnortes, ihres Alters oder ihres Berufs ausgewählt«, schlussfolgerte Henrik.

»Aber beide sind demselben schweren Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen«, erwiderte Jana Berzelius. »Haben wir irgendeine Vermutung zum Tatmotiv?«

»Wir sind bisher von der Theorie ausgegangen, dass der Täter aus der unmittelbaren Umgebung von Sonja Eriksson stammt«, sagte Gunnar. »Aber nach dem Mord an Frida Norberg glaube ich, dass es sich um einen ganz anderen Typ von Täter handelt.«

»Oder Tätern«, warf Mia ein.

»Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass eine Gruppe von sadistischen Irren die Morde begangen hat«, gab Gunnar zu bedenken. »Ich denke, wir können davon ausgehen, dass es sich um einen Einzeltäter handelt. Aber ich kann mir kein Motiv vorstellen, das ihn antreiben könnte.«

»Oder sie«, ergänzte Mia.

»Könnte es sich bei dem Täter denn wirklich um eine Frau handeln?«, fragte Anneli.

»Das würde mich wundern«, sagte Ola, der bis jetzt geschwiegen hatte. »Die Statistik zeigt ja auch, dass die meisten Gewaltverbrechen von Männern begangen werden.«

Der IT-Forensiker schob seine gelbe Mütze zurecht, die er ständig trug, auch im Haus. Schon immer hatte Henrik den manchmal sturen, aber immer scharfsinnigen Kollegen gemocht, der die Tage vor dem Computer verbrachte und nach virtuellen Spuren fahndete. Und fast immer gelangte er zu einem Ergebnis.

»Vielleicht geht es um Macht, Nervenkitzel oder Rache?«, schlug Henrik vor.

»Aber den Frauen die Beine zusammennähen«, gab Mia

zu bedenken. »Ist das nicht ein ganz schön aufwändiger Racheakt? Wer kommt eigentlich auf so eine gestörte Idee?«

»Keine Ahnung«, sagte er. »Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass wir es mit einem Serienmörder zu tun haben.«

»Und das sind fast immer Einzeltäter«, stimmte Gunnar ihm zu.

»Haben sich schon Zeugen gemeldet?«, fragte Jana Berzelius.

»Nein«, antwortete Gunnar.

»Sehr seltsam«, sagte Mia. »Irgendwer muss ihn doch gesehen haben, als er die Frauen umgebracht hat. Da sind ja genug Leute am Strömmen unterwegs.«

»Aber glaubst du wirklich, dass er sie vor Ort getötet hat?«, wandte Henrik ein. »Die Prozedur dürfte ziemlich kompliziert und zeitraubend sein, und der Täter würde sich doch nicht trauen, das unter freiem Himmel zu machen. Ich denke, wir sollten davon ausgehen, dass Tatort und Fundort nicht identisch sind.«

»Aber dann müsste doch wenigstens jemand gesehen haben, wie er die Frauen entführt oder die Leichen ins Wasser geworfen hat«, meinte Mia. »Die können ja nicht von selbst dort gelandet sein.«

»Ich stimme dir zu«, sagte Gunnar. »Aber bisher haben wir nur jede Menge wertloser Hinweise bekommen.«

»Ich habe in der Zwischenzeit eine Liste von Personen angelegt, die in Schweden wegen Mordes verurteilt sind oder unter Mordverdacht stehen, aber noch auf freiem Fuß sind«, sagte Ola. »Das Problem ist, dass ich auf keinen einzigen Fall gestoßen bin, der an diesen erinnert, insofern hat meine Suche nichts gebracht.«

Henrik schwieg. Der Täter könnte jederzeit erneut zuschlagen. Oder hatte es womöglich schon getan.